Steuern und Abgaben, Feuerversicherung und der Anteil an der sozialen Versicherung zu befreien sein. Die Bestreitung der Personal- und Sachkosten von Krippe, Kindergarten, Hort, Kantine und Küche und die Anteile an ihren eigenen sozialen Versicherungen fällt den Müttern aus den von ihnen erhaltenen Löhnen ab. Zu diesen Sachkosten gehören auch Verzinsung und Tilgung des Kapitals der für die genannten Einrichtungen erforderlichen Räume und Anlagen. Von der Aufnahme der Kriegswitwen und ihrer Kinder in ein gemeinsames Wohnhaus ist abzuraten, obgleich sich die Wohnung so billiger beschaffen ließe. Es entstehen leicht Unzuträglichkeiten, gemeinsames Wohnen erheischt eine strenge Hausordnung, der sich die Frauen ungern unterwerfen wollen.

Die Arbeitsstätte der „Kriegswitwen- und Waisenhilfe" wird unter den Fabrikationsbetrieben insofern eine Neuerung darstellen, als sie nicht im Interesse eines Arbeitgebers, nicht im Interesse von Aktionären, auch nicht als Wohltätigkeitsanstalt, sondern als eine sich selbst tragende, aus dem Lohn schöpfende Wohlfahrtseinrichtung im Interesse des für sie in Aussicht genommenen Arbeiterinnenkreises gegründet wird. In der Gründung dieser Arbeitsstätten der „Kriegswitwen- und Waisenhilfe" ist die Erfüllung einer Pflicht des Vaterlandes gegen die im Felde stehenden Männer zu erblicken. Denn diese Einrichtung ermöglicht nicht nur den gesicherten Schutz der Witwe, sondern auch die Auferziehung der Kinder zu tüchtigen Menschen. Bei der leider zu erwartenden großen Zahl von Kriegswitwen mit Kindern wird in jedem Armeekorpsbezirk mindestens eine solche Arbeitsstätte zu eröffnen sein. Ihre Größe muß abhängen von der Menge Arbeit, welche die Heeresverwaltung auch in Friedenszeiten regelmäßig der Arbeitsstätte zuweisen kann. Die Zahl der Beschäftigten kann erhöht werden, wenn Stadtverwaltungen und öffentliche Anstalten, wie städtische Krankenhäuser, Charité, Irrenanstalten, Waisenhäuser, Badeanstalten usw., der Arbeitsstätte die regelmäßige Wäschelieferung übertragen.

Leider wird, schon der örtlichen Verteilung wegen, immerhin nur einem kleinen Teile der Kriegswitwen geholfen werden können. Es wird die Erwartung ausgesprochen, daß die Gründung solcher Arbeitsstätten von Staat, Gemeinden und öffentlichen Anstalten gefördert und erleichtert wird, um so mehr, als nirgends an sie eine Anforderung unentgeltlicher Hingabe von Mitteln gestellt wird. Z. B. können die Gemeinden die erforderlichen Grundstücke in Erbpacht zur Verfügung stellen und für Darlehen Bürgschaft leisten. Darlehen zu mäßigen Zins- und Tilgungssätzen können Landesversicherungsanstalten, auch die „Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen" gewähren. Die Verwaltung der Arbeitsstätte wird eingesetzt und entlassen von einem Aufsichtsrat, in dem die bei der Gründung und Kapitalsbeschaffung mitwirkenden Körperschaften vertreten sind: z. B. Kriegsministerium, Reichsmarineamt, die Stadtgemeinde, Landesversicherungsanstalt, Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen, gemeinnützige Vereine, wie die Zentrale für Jugendfürsorge, Arbeitgeberverbände der Konfektion, Schneiderinnungen, Handels- und Handwerkskammern, Gewerkschaften, Vereine für die Interessen der Arbeiterinnen. Es steht zu hoffen, daß die Vertreter der Körperschaften im vaterländischen Interesse ihre sachverständige Kraft ehrenamtlich in den Dienst der Sache stellen werden. So soll die Kriegswitwen- und Waisenhilfe Selbsthilfe der für ihre Kinder sorgenden Mütter sein und in der Selbsthilfe werden sie ihren Stolz, ihre Lebensfreude und ihren sittlichen Halt finden.

Die große Blusenmode.

(Was die deutsche Frau in diesem Frühjahr trägt.)

Der Krieg, dieser gewaltige Umwerter aller Werte, hat mit seiner Eisenfaust auch gewaltsamer in die zarten und duftigen Gebilde der Damenmode eingegriffen. So vieles von dem, was früher das Entzücken der darin manchmal etwas gedankenlosen Frauenwelt bildete, hat er als fremdländisch, als undeutsch und unzweckmäßig kurzerhand beseitigt, um einer vornehmen Schlichtheit das Feld zu ebnen, die in diesen ernsten Zeiten unserer Stimmung und unserem Charakter mehr entspricht, als der frühere Hang zum Auffälligen und die einstige Sucht, in Eleganz möglichst ein wenig bizarr zu erscheinen.

Der Frühling, der diesmal zum Leidwesen der Frauen, die sich nach helleren und leichter Gewandung sehnen, nur langsam und zögernd seinen Einzug hält, scheint uns auf dem Gebiete der Mode die Erfüllung dessen zu verheißen, was der Winter bereits angekündigt und versprochen hat: einen Stil der Frauenkleidung, der von fremdländischem Geiste befreit, einen Geschmack, der geläutert ist, und der vor den strengen Gesetzen der Aesthetik mit Ehren bestehen kann. Verschwunden sind die wilden Ausgeburten pariserischer Modephantasie, an denen seit dem Kriegsausbruch die Franzosen selbst Anstoß genommen haben, in den Bann getan die Kleider mit ihren grotesken Maßungen und ihren unbegreiflichen Schnitten. Vornehm-schlichte Linien kennzeichnen den neuen Kleiderstil, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Bluse, die eine Weile alle unelegant gait, wieder endgültig in ihre ererbten und verbrieften Rechte eingesetzt ist. Ungescheut darf auch die eleganteste Frau heute wieder Blusen tragen; Blusen bleiben, wie schon im Winter, die große und auch — die angenehme Mode. Sei es nun die duftige Kleinmädelblüse aus Voile, Leinenbatist und Tüll mit Stäumchenschmuck oder Maschinenhohlnähten oder nur mit Schmuckknöpfen, oder die starre, schwarze oder dunkelfarbige Taftbluse der alten Dame, oder die mit möglichst viel echtem Material hergestellte der Frau der großen Welt. Sie ist und bleibt das Hauptkleidungsstück für den Arbeitstag, den Alltag, genau so wie für den besseren Anzug des Feiertages und ist die notwendige Ergänzung für das einfache wie für das elegante Jackenkleid.

Man verwendet in diesem Jahre ganz besonders viel handgearbeitetes Material und ersetzt die handgenähten belgischen und französischen Erzeugnisse, mit denen bis zum Ausbruch des Krieges unverständlicherweise der inländische Markt sich hat überschütten lassen, durch mindestens gleichwertige deutschen oder österreichischen Ursprungs. Ganz besonders beliebt sind die reinleinenen, handgenähten Hemdblusen, die nur mit Hohlsäumen und gebäkelten Knöpfen verziert werden. Verblüffend schick wirkt eine Oberhemdbluse aus diesem Stoff, deren hoher Kragen, der allerdings den Halsansatz freiläßt, und deren Manschetten Banddurchzüge aufweisen. Besonders groß ist diesmal die Zahl der Blusen, die mit echten Fileteinsätzen oder Medaillons oder Richelieubandarbeiten verziert sind. Für die billigeren Blusen nimmt man sehr hübsche Filetimitationen, auch weiße, leicht bestickte Batistblusen, buntbunte Voileblusen und solche aus Opalstoff, die durch ihre duftige Art wirken und auch dem schmalsten Geldbeutel leicht zugänglich sind. In Seidenblusen bevorzugt man noch immer Chiffon und Crêpe de Chine, den man jetzt sehr wohl Chinakrepp nennen kann, teils mit Spitzen garniert, teils handgestickt. Besonders gern werden Zierknöpfe verarbeitet. Eine Bluse aus schwarzem Chiffon mit reservierten Mexicaner Spitzen wirkt sehr vornehm. Da Tafte ganz besonderen Anklang finden, sieht man Blusen aus diesem Stoff in allen Farben, in allen Schattierungen, gestreift, mit Streublümchen bestickt oder durchwebt, als Oberhemd, als Weßenblusen, mit Raglan- oder eingesetzten Aermel. Für die Trauer wird schwarzer Chinakrepp, Chiffon und Taft viel verwendet. Für die wärmeren Tage wird man indessen Blusen aus schwarzem Tüll und, falls es der Geldbeutel gestattet, solche mit eingefärbten Fileteinsätzen verziert, bevorzugen.

Noch immer sind weißenförmige Einsätze sehr beliebt, die aus anderem Stoff als die Bluse selbst hergestellt werden. Beispielsweise verwendet man zu weißem Chinakrepp Kragen und Einsatz aus weißem Atlas oder aus feinen Waschstoffen. Für die heißen Tage werden in sich gemusterte oder auch glatte Tüllstoffe, vor allem aber weißes Leinen oder Leinenbatist viele Anhängerinnen finden, letztere schon aus dem Grunde, weil dem Leinen die angenehme Eigenschaft des Kühlens innewohnt.

Ein Kapitel für sich bilden hiesmal die Blusenkragen. In den gewagtesten Formen beherrschen sie das Feld. In erster Linie sind es die Steh- oder Stehumlegekragen, aber auch Sharr-, Matrosen-, Medici- und Schillerkragen, letztere teilweise in kleine Fältchen gelegt, die als letzte Neuheit gebracht werden, und zwar vielfach, wie schon oben erwähnt, in Verbindung mit Weißen und dazu passenden Manschetten. Die Kragen sind original und von sehr hübscher Wirkung, und sie ersetzen größtenteils den sehr viel auf der Jacke getragenen Kragen aus weißem Waschstoff. Die Kragen weisen Banddurchzüge oder Abschlüsse aus Moire, Samt oder Rips auf, die in einer Schleife in der Mitte, oder, was fescher ist, an der Seite enden. Bei der Vorliebe für bunte Blumen findet man häufig einige Seidenblümchen als den seitlichen Abschluß eines solchen Kragenbandes.

Die Dame im Schleier.

Die Dame im Schleier gehört zu den charakteristischen Erscheinungen dieses Kriegsfrühlings. Der Schleier spielt in der Mode eine größere Rolle als je. Dazu tragen vielleicht schon die vielen Trauerkleider mit Trauerschleiern bei, die ja leider jetzt zu den typischen Erscheinungen der Straße gehören. Aber auch von diesen Gestalten abgesehen, scheint es doch, wie ein Bericht im „Konfektionär" bemerkt, gegenwärtig dem allgemeinen Empfinden der Frauenwelt zu entsprechen, sich jetzt besonders zurückhaltend, gewissermaßen „abgeschlossen" auf der Straße zu zeigen und dazu trägt allerdings der Schleier bei. Er gibt seiner Trägerin eine gewisse Abkehr, er sondert sie von dem Getriebe um sie ab, indem er um ihre Züge eine zarte Hülle webt. Daß die Mode diese Neigung nach Kräften ausnützt, ist begreiflich und berechtigt; der Schleier hat ja immer zu denjenigen Bestandteilen der Putzmode gehört, die sich durch ungewöhnliche Kleidsamkeit, und durch einen feinen, oft pikanten Reiz sehr beliebt zu machen verstanden haben. So wird denn der Schleier jetzt in den verschiedensten Formen und Anwendungen getragen. Früher wandte man ihn fast ausschließlich bei kleinen Hüten an, wo er dann festgezogen Hut und Gesicht, vielleicht selbst noch ein Stück des Nackens bedeckte. Heute ist die Schleiermode kühner, sie ist auch auf den mittelgroßen Hut übertragen worden, wo denn aber der Schleier weit und faltig fällt und manchmal nur bis oberhalb des Mundes reicht, so daß die Lippen freibleiben. Zuweilen wird er auch schräg, wie zufällig über das Gesicht fallend, getragen und hängt dann hinten am Hut in vollen Falten herab. Den Abschluß bildet eine Bordüre oder aber ein Bändchen, das zugleich die Möglichkeit gibt, den Schleier eng um das Gesicht zu ziehen und ihn hinten durch ein Schleifchen zu halten.

Was die Muster anlangt, so geht die Kühnheit der Schleiermode manchmal wohl weiter, als der gute Geschmack gern sieht. Jene „wilden" Muster, die ein anmutiges Frauengesicht an irgend welcher unvermuteten Stelle plötzlich mit einem kleinen Insekt, einem Blümchen oder irgend einem sonstigen kleinen Figurenmuster „verzieren", werden kaum viele Bewunderer finden; das feinste und gleichlamste Muster bleibt eine zarte, regelmäßige Vergitterung, die dem natürlichen Stile des Schleiers und der Schleiermode am besten entspricht.

Die Jugend im Dienste des Gemüse- und Kartoffelbaues tritt in erfreulichem Wetteifer jetzt allerorten hervor. So hat auch die Mädchenabteilung des Jung-Deutschlandbundes in Stuttgart den Entschluß gefaßt, sich in den Dienst der Volksernährung zu stellen. Sie erbietet von der Stadt ein Grundstück und wird unter der Leitung von Fachmännern und unter Vermeidung jedes schädlichen Dilettantismus bestrebt sein, im Wetteifer mit den Knaben, den Jungmannen, den besten Ertrag aus ihrer Scholle zu erzielen.

Knackmandeln.

Lösung des Telegrammrätsels aus Nr. 17:
Kapitänleutnant Weddigen.

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätselfreunde wie sonst zu veröffentlichen.

Die Prämie:
Halloria, ein Saale-Roman v. Dr. Funke
enthält auf Hans Flemming, hier.

Ergänzungsrätsel.

B . . , W . . . . , . . fe, . . fe, A . . . . r, . . . rn, ... ke, . . . o, ... lau, H . . , . . irn, . . ich, . . rt, . . le.

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten:

Pflanze, italienische Provinzhauptstadt, Hausier, Teil des Kopfes, Haarwuchs, seelische Aufheiterung, Faden, Maß, alter Stand, Nahrungsmittel, große schlesische Stadt, Erfrischungsort, nahrhafte Flüssigkeit, Märchengestalt.

Die eingefügten Buchstaben müssen in sinngemäßem Zusammenhange eine Episode aus dem deutsch-französischen Kampfe bezeichnen.

Prämie:
„Hein Stark" von Otto Buchmann.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von M. von Walthoffen.

Weiß. (10+6)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 16.
Dreizüger von Juchly (+).
W. Ka4, Le8, f8, Sd3, f2, Ba2, b4, c2, 4, e5, h5.
Schw. Ke5, Dg1, Be3, d5, f3, 4.
1. S:f2 — e4, de; 2. Sf5, — 1. . . . . de; 2. Le8 usw.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 18 | **Halle a. S., Sonntag, den 2. Mai** | **1915**

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden dringt,
Ein Krieg ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Friedr. von Logau.

Der arme Jakob.

Von Paul Rosenhayn.

Drei Tage lang hatten sie um das Städtchen gekämpft. Um das kleine Städchten St., das auf dem Kamm der Vogesen lag und die Grenze gegen Frankreich bezeichnete. Jetzt endlich war das kleine Nest wieder in den Händen der Deutschen. Die Einwohner atmeten auf; endlich war Ruhe . . . Diese armen Menschen, die tagelang scheu und zitternd hinter ihren kleinen Fenstern gehockt hatten, öffneten ihre Türen und ihre Fenster. Und dann strömten sie hinaus auf die schmalen holprigen Straßen, die Deutschen zu sehen.

Auf der Bürgermeisterei wurden die Quartierzettel verteilt. Die Kinder, die eben, lärmend und sich balgend, aus der Schule kamen, brachten die große Neuigkeit atemlos mit nach Hause. Dann stürmte alles zum Hause des Bürgermeisters. Und bald fuhrte jede Familie im Triumph ihren Feldgrauen nach Hause.

Diesen Abend aber gab es ein ungeheures Schmausen in St. Alle Vorräte, die man in Küchen und Kellern und Scheunen versteckt gehalten hatte vor den Herren Franzosen, die kamen nun plötzlich ans Tageslicht: geräucherte Würste, Speck, Schinken — dazu goldiger Honig aus den Vogesen und würzige Butter . . . und der süffige Landwein, den die Einwohner in großen Kannen herbeischleppten.

Zum ersten Male seit langer, langer Zeit hörte man wieder Lachen. Denn zum ersten Male fühlte man sich wieder in Sicherheit.

Und doch . . . ganz rein war die Luft noch nicht. Hie und da am Horizont flackerte plötzlich ein Feuer auf, zitterte ein Rauchwölkchen; von Zeit zu Zeit flatterte ein fernes Knattern herüber, das im frischen Winde zerfloß — und einmal donnerte eine ferne Detonation durch die Luft.

Ein paar Kilometer vor der Stadt, wo sich die Landstraße gabelte, lag das kleine Anwesen Jakob Eckerles — des armen Jakob, wie man ihn in der ganzen Umgegend nannte. Auch der arme Jakob wußte ein Lied zu singen von den Schrecknissen dieses Krieges. Denn selbst in seinem armseligen Häuschen hatten die Franzosen nach verborgenen Schützen gesucht und in ihrer Enttäuschung alles kurz und klein geschlagen.

Jakob Eckerle kam friernd und zähneklappernd aus dem Keller hervor, in dem er drei Tage und drei Nächte gehockt hatte. Auf dem Hof hatte ein bißchen Holz gelegen, das er sich noch und nach zusammengesucht hatte für den Winter — das hatten die Franzosen mitgenommen und an ihren großen Lagerfeuern verbrannt. Sein Blick fiel auf die rauchgeschwärzten Balken und auf die durchlöcherten Wände und feucht stieg es in seinen Augen auf.

Ueber dem Tisch hing die altertümliche Messinglampe, die noch von seinem Urgroßvater stammte. Wie sie sie zugerichtet hatten, die liebe, alte Lampe. Ein paar armselige Reste und Fetzen hingen von dem verrosteten Draht herab. In wirren Trümmern lag der Tisch am Boden, rings herum die zersplitterten Stühle. Jakob Eckerle öffnete die Tür. Das kleine Gemüsegärtchen, sein Stolz und sein Lebensunterhalt, war zertreten und zertrampelt. Und dort, das Gewirr von Brettern und von Drähten, die traurig und hilflos in den schweigenden Morgenhimmel ragten, — das war einmal sein Hühnerstall gewesen.

Das war der letzte Schlag.

So schlecht es ihm gegangen war all diese Zeit, — seine lieben, fleißigen Hühner hatten ihm mit Eiern versorgt und ihm über das Schlimmste hinweggeholfen.

Nun war es auch damit vorbei. Traurig starrte der arme Jakob auf den Lehmboden; zerrissene Hühnerfedern, ein paar verkrümmte Hühnerkrallen, — seine lieben, schönen Hühner! Und vor allem: losen, wahnsinnigen Zerstörungsmut der gallischen Einbringlinge. Das Tier schlug ein paarmal kräftig und freudig in neu erwachender Lebenslust mit seinen bunten Flügeln und schmetterte dann freudig und munter sein helles Kikeriki durch die Luft.

Jakob Eckerle fühlte, wie ihm das Herz anfing zu klopfen beim Anblick dieser armseligen Kreatur, die mit ihm litt und mit ihm fühlte und mit ihm aufatmete nach den Tagen des Leidens. Und indem er seinen Hahn zärtlich streichelte, sagte er leise schmeichelnd: „Gelle, wir schlagen uns schon durch, mein Peterle", und wie zur Antwort trähte der Hahn zum zweitenmal.

Dann merkte Jakob, wie ihm der Hunger an den Magenwänden nagte. „So, mein Peterle", sagte er gutmütig, „jetzt muß dein Herr auch einmal an sich denken. Denn der findet sein Futter nicht auf dem Boden wie du." Damit nahm er einen Sack auf, der unbeachtet liegen geblieben sein mochte, spitzte den Mund zu einem lustigen Marsch, riegelte sorgfältig die kleine Gartenpforte von außen zu und schlug den Weg ein, der in den nahen Wald führte. Ein bißchen Reisig und ein paar Pilze würden die Franzosen hoffentlich übrig gelassen haben und der Förster Lauterer, der hoch drüben in seiner Lichtung hauste, der würde vielleicht ein bißchen Brot und Fleisch für den armen Jakob haben.

Hinter den Vogesen ging glühend und purpurn die Sonne zur Ruhe. Die bläulichen Schatten der Dämmerung senkten sich langsam und dichter über den weiten Wald, durch den Jakob Eckerle schritt. Kein Wunder, daß der Weg so lang war, — konnte er doch die gewohnten Pfade nicht gehen, die verwüstet und zerstört waren. Baumriesen lagen quer über die Wege, wie vom Blitz gefällt, — sichtbare Zeugen verzweifelter Kämpfe, die hier tagelang gewütet hatten.

Endlich tauchte die Lichtung auf: dort lag das Försterhaus. Er klopfte an die schwere, eichene Tür. Seltsam dumpf und brohend hallten die Schläge durch das Haus. Jakob Eckerle wartete ein Weilchen. Merkwürdig — nichts rührte sich. Er zog den Messinglinglknopf. Die Glocke schrillte auf und klang und klang, bis der Ton wimmernd in der Dunkelheit erstarb.

Jakob schüttelte erstaunt den Kopf und ging mit müden Schritten ums Haus herum. Die Fenster standen offen. Er lugte hinein. „Hallo! Hallo! Lauterer!" Niemand antwortete, nur drüben aus dem Walde kam wie höhnend das Echo seiner Stimme. „Ja-lo-ha-lo-lo." Und dann fiel es dem Harenden plötzlich ein: er hatte schon davon gehört, daß es die Franzosen ganz besonders auf die Förster abgesehen hätten. Und plötzlich war es ihm klar: entweder war der Förster geflohen oder er war in französische Gefangenschaft geraten.

Er schwang sich ins Fenster und wanderte durch die Räume. Alles leer, ausgestorben, wie in einer Grabkammer. Aengstlich huschten ein paar Fledermäuse auf und flatterten scheu hin und her. Er schrak zusammen. Küche, — Keller, — Vorratskammer, — Boden: alles leer, ausgeraubt. Und betrübten Herzens machte er sich mit müden, schweren Schritten wieder auf den Heimweg.

Jetzt merkte er erst deutlich, wie hungrig und durstig und müde er war. Kaum daß er einen Fuß vor den andern bringen konnte; mit jedem Schritt nahm diese bleierne Schwere zu, die in seinen Gliedern lag. Im kalten Wind trat ihm der Schweiß auf die Stirne. Dann wieder raste ein plötzlicher Frostschauer über seinen Rücken, daß er sich zitternd zusammenduckte. Ein paarmal glaubte er menschliche Stimmen zu hören; ein Lachen tönte dicht neben ihm; einen Augenblick war es ihm, als hüpften Irrlichter um ihn herum. Dann war plötzlich ein großes Dröhnen in seinem Kopf, und auf einmal wußte er: das war das Fieber . . . er war krank. Alle die Entbehrungen und die Mühseligkeiten der letzten Tage rächten sich jetzt an seinem abgezehrten Körper. Taumelnd ging er vorwärts und stolperte über eine lange Wurzel, daß er der Länge nach zu Boden fiel. Er versuchte sich zu erheben, der Arm knickte ihm ein. „Das ist das Ende", schoß es ihm durch den Kopf. Noch einmal richtete er sich auf. Zaudernd und schwankend stellte er sich auf die Beine und lief ein Stückchen vorwärts. Durch sein Gehirn sauste ein plötzlicher Schwindel. Instinktiv streckte er die zitternden Arme aus, um nach einem Halt zu greifen; dann fiel

Gedenktage der Woche.

2. Mai 1772 Der Dichter Friedrich v. Hardenberg (Novalis) in Oberwiederstedt * (1801 †).
1813 Die Preußen unter Bülow erstürmen Halle. — Sieg Napoleons über Russen und Preußen unter Wittgenstein bei Großgörschen; Scharnhorst tödlich verwundet (28. Juni †).
1896 Der Dichter Julius Sturm in Leipzig † (1816 *).
1899 Eduard v. Simson, erster Präsident des Reichsgerichts, in Berlin † (1810 *).

3. Mai 1660 Friede zu Oliva: die Souveränität des Herzogtums Preußen wird anerkannt.
1849 Max Schneckenburger, Dichter der „Wacht am Rhein", in Burgdorf bei Bern † (1819 *).
1849 Bernhard Fürst Bülow zu Kleinflottbek i. Holst. *

4. Mai 1521 Luther wird auf Veranlassung Friedrichs des Weisen auf die Wartburg gebracht.

5. Mai 1821 Napoleon I., auf St. Helena † (1769 *).

6. Mai 1757 Friedrich der Große siegt bei Prag über die Oesterreicher; Tod des Feldmarschalls Schwerin.
1786 Der Schriftsteller Ludwig Börne (eigentl. Löb Baruch) in Frankfurt a. M. * (1837 †).
1910 König Eduard VII. von England in London † (1841 *).

7. Mai 1833 Der Komponist Johannes Brahms in Hamburg * (1897 †).
1851 Der Theolog und Kirchenhistoriker Rudolf v. Harnack in Dorpat *
1866 Attentat Blinds (eigentl. Cohen) auf Bismarck in Berlin.

Mai 1803 Der Chemiker Justus v. Liebig in Darmstadt * (1873 †).
1828 Der schweiz. Philanthrop Henri Dunant in Genf * (1910 †).

eingesperrt, die Unholde . . . komm, mein Peterle." Das Tier flatterte ein paarmal ängstlich und matt mit den Flügeln und sank dann lahm und schwer in seinen Winkel zurück. Jakob Eckerle beugte sich tiefer über das Faß und griff mit der Hand hinein. Und dann hob er das Tier heraus aus seinem dumpfen Gefängnis.

Apathisch lag der Hahn und ließ den Kopf niederhängen. Jakob Eckerle zupfte ein paar Kräuter aus dem verwüsteten, ärmlichen Boden und hielt sie dem Vogel hin, der gierig danach schnappte. Er setzte das Tier behutsam auf den Boden. Es schlug ein paarmal kraftlos, wie unglücklig, mit den kleinen Flügeln, hüpfte, als ob es seine erstarrten Kräfte aufs neue erproben wollte, und lief mit ein paar matten Schritten auf eine Ecke zu, in der ein paar Samenkörner liegen mochten. Jakob Eckerle schaute dem armen Tier lächelnd zu, das fast ohne aufzusehen pickte und fraß und fraß und pickte.

Der Hahn ließ seine hellen, flinken Augen in der Runde schweifen und machte dann ein paar gravitätische Schritte auf den zerbrochenen kleinen Wagen zu, dessen Trümmer in der Ecke lagen. Dann flatterte er auf das Rad, dessen zersplitterte Speichen Kunde gaben von der unbarmherzigen, sinnlosen Wut der gallischen Eindringlinge.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191505028/fragment/page=0001

er plötzlich wie vom Blitz gefällt neben einer Eiche nieder, das Gesicht zu Boden, und dann schwanden ihm die Sinne.

* * *

Der Mond stand silbern und bleich am Himmel, als Jakob erwachte. In seinen Gliedern lag ein fürchterliches Frostgefühl. Seine Beine waren steif, wie erfroren. Mit unendlicher Mühe wandte er sich herum und starrte in den Himmel. Es mochte gegen 5 Uhr morgens sein, die Stellung des Mondes sagte es ihm. Was war doch mit ihm geschehen? . . . Richtig, er war hier niedergesunken . . . im Fieber. Und mehrere Stunden mochte er hier gelegen haben. Und jetzt . . . wie kam es nur, daß er plötzlich erwacht war? Was war geschehen? Ein seltsam fremdes Geräusch sauste vor seinen Ohren; unglaubig, fassungslos richtete er sich ein wenig auf. Und plötzlich begriff er's: hier sprach jemand. Ganz in seiner Nähe. Zwei Männer waren es, die da sprachen: Franzosen.

„Wie lange sollen wir hier noch stehen in der verdammten Kälte", fragte der eine.

„Es dauert nicht mehr lange, Pierre", antwortete der andere, „ich habe den Befehl des Majors dem Leutnant selbst überbracht."

„Was schnupperst du da herum?" fragte der mit Pierre Angerechte. Der andere lachte leise.

„Ich schaue aus, woher der Wind kommt . . . Gott sei Dank aus Nordost . . . aus der Richtung von St . . . ., da werden wir ihn hören . . ."

„Wen?"

„Den Hahn, den Hahn vom armen Jakob."

„Den haben wir doch in die Tonne gesperrt."

„Heute hat er schon wieder gekräht . . . wir haben ihn deutlich gehört . . . sein Herr wird ihn befreit haben."

„Unb jetzt ist er eine so wichtige Persönlichkeit geworden?"

„Freilich, — er ist unser Regimentstrompeter . . . Heute Nacht soll er uns das Signal zum Angriff geben."

„Was redest Du da?"

„Der Befehl lautet: Sobald das Krähen des Hahnes durch den Wald kommt, marschieren wir von drei Seiten auf St. zu."

„Du bist sicher, daß die Prussiens keine Ahnung haben, was wir planen?"

„Wie sollten sie! Sie glauben uns längst weit fort im Westen. Ja, wenn die wüßten, daß unser Rückzug eine Scheinretirade gewesen ist . . ." Die folgenden Worte erstarben im Dunkel der Nacht, und die verhallenden Schritte zeigten an, daß die beiden Plaudernden sich nach Westen entfernten.

Jakob lag noch immer und lauschte; er fühlte deutlich wie sein Blut anfing, in seinem Körper zu kreisen. Hier war Gefahr — höchste Gefahr für die Seinigen!

Und er selbst mit seinem Peterle, er sollte das Werkzeug sein, das die Seinigen vernichten sollte!

Er sprang auf.

Noch eine Stunde mochte es dauern, dann mochte das schmetternde Kikeriki seines Hahnes die aufgehende Sonne begrüßen . . . Das durfte nicht sein.

Seltsam, plötzlich waren alle Schmerzen von ihm gewichen. Er richtete sich auf; seine hagere Gestalt straffte sich, und er fühlte, wie ihn plötzlich Kraft und Entschlossenheit durchströmten. Ortskundig, mit der Geschicklichkeit des Naturkindes wand er sich zwischen den Stämmen hindurch und raste in tollem Lauf talabwärts.

Der Himmel begann zu erblassen. Die Sterne wurden trüber, und die Mondsichel stand tief am Himmel. Jeden Augenblick konnte es hell werden. Jakob jagte in Todesangst.

Endlich! Im ersten Dämmerlicht grüßte ihn dort drüben das armselige Dach seines Hauses. Atemlos riß Jakob die Gartenpforte auf und stürzte in den Hof. Der Hahn fuhr schlaftrunken flatternd empor.

Jakob lief mit drei Schritten auf das Tier zu, das seinen Herrn erkannte und freundlich, mit den Flügeln schlagend, auf ihn zukam. Eckerle fühlte, wie es ihm heiß und brennend im Herzen aufstieg. Einen Atemzug lang zuckten seine Hände zurück. Dann, plötzlich hörte er wieder die Stimme der beiden feindlichen Soldaten in seinem Ohr dröhnen. Die Seinen fielen ihm ein, die jetzt ahnungslos dem jungen Morgen entgegenschlummerten, deren Schicksal vielleicht in seine Hand gegeben war — und zitternd, mit abgewandtem Gesicht, griff er nach dem Hahn, der mit dem Instinkt des Tieres zurückflatternd den nahen Tod fühlen mochte, — und mit einer einzigen Bewegung drehte er ihm den Hals um.

Einen Augenblick stand er reglos. Aber nein, — noch war die Gefahr nicht vorüber. Es galt die Stadt St. zu warnen, sie zu benachrichtigen von dem Nahen der Feinde. Er stürzte zur Pforte und lief, den Kopf gesenkt wie ein Träumender, nach Osten.

Ein paar farbige Flammenbündel schossen über den Himmel. Mit sieghaftem Lächeln stieg drüben im Osten die Sonne empor. Und während der arme Jakob ins Tal hinunter raste, fühlte er, wie ihm schwer und unaufhaltsam die Tränen niederrannen.

Freifrau von Esmar.

Eine Erzählung aus unsern Tagen.

Von Rudolf Michael.

Hoch über die thüringischen Hügel liefen viele weiße Wölkchen, als führe die Freude und der Frieden über ein weites blaues Meer. Was wußte dieser glückliche Himmel viel von Krieg und Lärm? Nur ganz oben in den Wipfeln der hohen Fichten lief ein Wort von Baum zu Baum, von Wald zu Wald, von Berg zu Berg. Die Wälder rauschten es über die Täler hin durch das Land: Krieg! Und von der anderen Seite klang das Echo: Sieg. Ein Bauernjunge, der, die Hände tief in den Taschen vergraben, über den Abhang zu Tal schlenderte, schien es zu hören und zu verstehen, denn er beeilte sich plötzlich und blieb doch dann und wann stehen und horchte in die Höhe.

So hell und milde war der Winter, gerade als wolle er den Menschen allen Ernst zerschmelzen und

Die Mütter.

Die Mütter, die längst in der Erde ruhn,
Müssen noch einmal die Arme auftun:
Die Gefallenen all, die braven,
Kommen ans Mutterherz schlafen.

Oben drüber gehen die Wogen
Der Schlacht . . . Die Stirnen zusammengebogen,
Betten sich Mutter und Kind . . .
Ihre Hände verstochten sind.

Der Knabe die Kugel im Herzen,
Die Mütter die Schwerter der Schmerzen
In der Brust . . . Sieg flattert in Lüften.
Leid atmet in Grüften . . .

Leo Sternberg.

alle Trauer leicht machen. Nur bisweilen war er grau und trübe, als sei er ängstlich vor dem Rauch und Lärm des Feuers und der Geschosse da draußen

Der Bauernjunge lief weiter und stand hinter einer Krümmung des Waldweges über dem Tal. Die dumpfe Glocke der kleinen Kirche läutete heiser und stürmisch. Und wurde doch nicht müde. Sie läutete Sieg. Im Dorf war manches Fenster geöffnet, aus dem ein Mädchen oder eine Frau sah und still lauschte. Wie ein Gottesdienst war es.

Da schwenkte der Junge die Hand hoch, stieß einen freudigen Schrei aus und lief weiter.

Drüben am anderen Hügel stand auf halber Höhe ein blankes, weißes Haus. Das lag zwischen Bäumen, die sich zum Frühling sehnten. Und hoch darüber breitet sich eine weiße Fahne im Wind mit einem roten Kreuz darin.

Auf den Balkon des Hauses trat in diesem Augenblick Freifrau von Esmar mit ihrer Tochter, lehnte sich über das Gitter und horchte nach dem Glockengeläute.

„Wieder ein Sieg", sagte sie dann eintönig, als wüßte sie noch nicht, worüber sie sich freuen sollte.

Die Beiden schwiegen eine Weile.

„Man möchte wie im Sommer durch den Wald gehen", sagte die Tochter, „so schön ist es".

Freifrau von Esmar nickte nur und wandte sich zur Seite.

„Hättest Du Lust, Mutter?" fragte die Tochter weiter.

„Später, Käthe, später 'mal", antwortete die Mutter rasch.

„Komm, wir wollen hineingehen. Es wird zu kalt drinnen für die Kranken", fügte sie gleich hinzu und zog die Tochter an der Hand mit sich.

Freifrau von Esmar hatte dieses Haus, das sie jahrelang nach ihres Mannes Tode mit ihrer Tochter allein bewohnte, bald nach Anfang des Krieges dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt und zu einem Lazarett gemacht. Zwölf Verwundete lagen in den breiten, hellen Zimmern und wurden gesund, während sie durch die Fenster über die immergrünen Hügel sahen.

Freifrau von Esmar war eine stolze Frau. Sie hatte manchen Abend, als der Krieg zuerst wie ein Rausch die Herzen befiel, mit ihrer Tochter zusammengesessen, die Zeitung aus der Hand gelegt und von sich selbst gesprochen. Ihr Mann war seit Jahren tot, einen Sohn hatte sie nicht. So konnte sie keinen ins Feld hinausschicken zu den Tausend und Tausend andern. Sie hatte keine Furcht vor dem Schmerz. Diese Not schien ihr süß. Sie wollte, was da draußen geschah, innig miterleben. So war sie still geworden, nicht traurig zwar, aber ein wenig hart.

Die Tochter war erwachsen und der Mutter ähnlich. Sie hatte die Größe und Heftigkeit der Mutter unbewußt und mit ihr viel zu Liebe.

Die Beiden gingen wieder durch das kleine Balkonzimmer, das sie sich für ihren eigenen Gebrauch aufgespart hatten.

„Sieh nach Wilkens, Käthe. Vielleicht will er ein Buch oder eine Zeitung. Er soll sich nicht langweilen."

Die Tochter ging über den Flur in ein Zimmerchen, das an der Seite des Hauses lag und mit seinen hohen weißen Fenstern halb über das Dorf, halb über das weite Land hinsah.

Wilkens war der einzige der Verwundeten, der noch den ganzen Tag das Bett hüten mußte, denn er konnte beide Beine nur schwer gebrauchen. Er war ein junger, blonder Mensch, ein Kaufmann aus Hamburg und als Unteroffizier nach Frankreich gegangen. Die größten Schmerzen hatte er schritt durchzuhalten im Feldlazarett überstanden. Hier sollte er heilen und gesunden.

„Fräulein Käthe. Sie?" sagte er fragend und richtete sich halb im Bett auf. „Sie waren den ganzen Tag noch nicht hier. Immer zum Fenster hinaussehen ist auch nicht gut."

„Wollen Sie ein Buch, Herr Wilkens, oder eine Zeitung? Ich bring' sie Ihnen gern."

„Nein, Fräulein Käthe, sprechen möcht' ich, reden! Ich bin lange genug still gewesen. Haben Sie doch ein bißchen Zeit für mich!"

Käthe von Esmar antwortete nicht. Sie ging ans Fenster, als sei sie noch im Zweifel, ob sie dem Kranken seinen Wunsch erfüllen sollte.

Der Verwundete richtete sich ganz im Bett auf und sah nach dem Fenster hin.

„Fräulein Käthe, wenn man so wochenlang im Schützengraben gelegen und nur aus rauher und heiserer Kehle sich angeschrien hat, dann hat man eine unbändige Sehnsucht nach einer weichen und feinen Stimme. Glauben Sie es mir?"

Käthe von Esmar sah neugierig zu dem Verwundeten hin. Sie hörte ihn gern von dem sprechen, was sie hier „da draußen" nannten. Aber dies hatte er nie gesagt. Freilich, sie konnte sich's denken.

„Ich hab' so plötzlich damals im August herausmüssen aus aller Gemütlichkeit und Zufriedenheit. Ich hab' mich ja daran gewöhnt, an den Lärm und das Schreien. Aber als ich hier zuerst die Ruhe fühlte, da glaubte ich, ich müßte schlafen. Das war ganz merkwürdig."

Käthe hörte aufmerksam zu. Mit den Händen hatte sie eine Stuhllehne gefaßt. Eine seltsame Stimmung erfaßte sie, sie wagte nicht zu fragen.

Der Verwundete sprach weiter, lebhaft, wie er nie gesprochen. Plötzlich befann er sich.

„O, ich glaube, ich rede zu viel. Aber es ist so schön, mit Ihnen zu sprechen. Man möchte gar nicht wieder aufhören. Ich hätte nie geglaubt, daß es so wohl tun kann."

„Ich höre gern zu, Herr Wilkens. Sie brauchen sich wirklich nicht zu beschränken", fiel sie ihm ins Wort, und ihre Stimme klang weicher denn je.

Und Peter Wilkens erzählte weiter von seinen Erlebnissen und seiner Sehnsucht. Wie ein Dichter. Der Nachmittag war wie eine Stunde.

Da brachte die Schwester den Kaffee. Käthe von Esmar lächelte. „Nun sind Sie aber durstig geworden. Der Kaffee kommt grad' zur rechten Zeit." Damit sprang sie hinaus.

Zwei, drei Wochen später ging Peter Wilkens mit Unterstützung der Schwester auf dem Flur spazieren oder tat ein paar Schritte in den Garten. Auch das war ihm selsam genug, dies erste Gehen. Wie ein Kind setzte er vorsichtig die Füße.

Da war Käthe von Esmar ihm oft zur Seite. Er hing an ihr wie an einer Mutter. Denn sie war die erste, die ihm wieder entgegentrat in der Heimat. Sie hatte die milde Stimme, nach der er sich gesehnt, und die weiche Hand, die er faßte, wenn sie ihm half. So verehrte er dies Mädchen, weil es die Heimat war.

Langsam wurde auch eine andere Hoffnung in ihm wach. Die Hoffnung, den Hafen, den grohen lärmenden Hafen der Vaterstadt wiederzusehen. Aber da kam ein Brief seines Freundes. Unser Hafen ist genau so still wie Deine thüringischen Hügel. So still wie am Feiertag."

Da schloß sich Peter Wilkens enger an das Mädchen. Es entstand zwischen beiden eine Zuneigung, die nicht zuerst von Auge zu Auge ging. Sie kam viel tiefer heraus — aus einer Not.

Und abermals nach einigen Wochen kam der Tag, an dem Unteroffizier Wilkens wieder fort sollte zu seinem Regiment, wieder ins Feld.

Freifrau von Esmar hatte die beiden oft gesehen, ihre Tochter und den Verwundeten, wenn sie miteinander sprachen. Aber sie möchte nichts dagegen sagen, denn sie wollte dem Verwundeten die Freude nicht rauben.

„Kommen Sie wieder zu uns", sagte sie zu ihm, als sie zu dreien in dem hellen kleinen Balkonzimmer standen. „Aber gesund", fügte sie furchtsam lächelnd hinzu.

Peter Wilkens schwieg.

„Sie sollen nicht dankbar sein", fügte Frau von Esmar entschuldigend hinzu.

Die Beiden gingen wieder durch das kleine Balkonzimmer, das sie sich für ihren eigenen Gebrauch aufgespart hatten.

„Sieh nach Wilkens, Käthe. Vielleicht will er ein Buch oder eine Zeitung. Er soll sich nicht langweilen."

Die Tochter ging über den Flur in ein Zimmerchen, das an der Seite des Hauses lag und mit seinen hohen weißen Fenstern halb über das Dorf, halb über das weite Land hinsah.

Wilkens war der einzige der Verwundeten, der noch den ganzen Tag das Bett hüten mußte, denn er konnte beide Beine nur schwer gebrauchen. Er war ein junger, blonder Mensch, ein Kaufmann aus Hamburg und als Unteroffizier nach Frankreich gegangen. Die größten Schmerzen hatte er schritt durchzuhalten im Feldlazarett überstanden. Hier sollte er heilen und gesunden.

„Fräulein Käthe. Sie?" sagte er fragend und richtete sich halb im Bett auf. „Sie waren den ganzen Tag noch nicht hier. Immer zum Fenster hinaussehen ist auch nicht gut."

„Wollen Sie ein Buch, Herr Wilkens, oder eine Zeitung? Ich bring' sie Ihnen gern."

„Nein, Fräulein Käthe, sprechen möcht' ich, reden! Ich bin lange genug still gewesen. Haben Sie doch ein bißchen Zeit für mich!"

Käthe von Esmar antwortete nicht. Sie ging ans Fenster, als sei sie noch im Zweifel, ob sie dem Kranken seinen Wunsch erfüllen sollte.

Der Verwundete richtete sich ganz im Bett auf und sah nach dem Fenster hin.

„Fräulein Käthe, wenn man so wochenlang im Schützengraben gelegen und nur aus rauher und heiserer Kehle sich angeschrien hat, dann hat man eine unbändige Sehnsucht nach einer weichen und feinen Stimme. Glauben Sie es mir?"

Käthe von Esmar sah neugierig zu dem Verwundeten hin. Sie hörte ihn gern von dem sprechen, was sie hier „da draußen" nannten. Aber dies hatte er nie gesagt. Freilich, sie konnte sich's denken.

„Ich hab' so plötzlich damals im August herausmüssen aus aller Gemütlichkeit und Zufriedenheit. Ich hab' mich ja daran gewöhnt, an den Lärm und das Schreien. Aber als ich hier zuerst die Ruhe fühlte, da glaubte ich, ich müßte schlafen. Das war ganz merkwürdig."

Käthe hörte aufmerksam zu. Mit den Händen hatte sie eine Stuhllehne gefaßt. Eine seltsame Stimmung erfaßte sie, sie wagte nicht zu fragen.

Der Verwundete sprach weiter, lebhaft, wie er nie gesprochen. Plötzlich bes